



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

### Spruch.

Die einz'ge Frucht, die ohne Sonne  
Ausreift und köstlich ward,  
Die süß und sanft zu vieler Wonne  
Erquickt-erfrischend und stets zart ...

Die jeder Tropfen ... jede Träne ...  
Füllt noch mit größerer Huld ...  
Das ist ... die schwere ... wunderschöne  
Die Lebensfrucht ... genannt: Geduld!

### Verschollen.

(Fortsetzung).

Roman von Arthur Zapp. (Nachdruck verboten.)

Zurückhaltender als sein Vater verhielt sich Gaston de St. Aulaire, der jeder Begegnung mit dem Deutschen aus dem Wege ging, wenn er auch eine offene Unhöflichkeit vermied, und, so oft gelegentliche Berührungen im Salon oder im Park stattfanden, sich nur zu einem Austausch von ein paar förmlichen, gleichgültigen Worten verstand.

Widerspruchsvoll und rätselhaft war das Verhalten des Vicomte de Valin. Seinen Deutschenhaß hatte er bereits in seinem Disput mit der Gesellschafterin bekundet, auch hatte Günther, der im Salon der Familie de St. Aulaire und gelegentlich bei den Mahlzeiten häufig mit dem Vicomte zusammentraf, nach verschiedenen Anzeichen den Eindruck, daß dieser sich angelegen sein ließ, die Animosität, die Gaston ihm und Flora entgegenbrachte, immer von neuem zu schüren. Dennoch suchte der Vicomte de Valin während seiner fast täglichen Besuche im Schlosse St. Rémy zuweilen gerade seine, Günthers, Gesellschaft. Für die Aufklärung des Geheimnisses, daß über Egons Schicksal schwebte, legte er ein besonderes Interesse an den Tag und insbesondere über die von Günther beabsichtigten Nachforschungen erkundigte er sich angelegentlich.

Günther empfand eine instinktive Antipathie, ein unwillkürliches Mißtrauen gegenüber dem sich ihm mit gleichnerisch höflicher Miene Nähernden und hütete sich,

über seine Vermutungen und Pläne nähere Aufklärungen zu geben. Daß Vicomte de Valin der Tochter des Schloßherrn eifrig den Hof machte, stimmte Günther nicht freundlicher gegen ihn. Ob der jungen Dame die Bewerbungen des Nachbarn und Jugendfreundes erwünscht oder nicht erwünscht waren, darüber konnte er nicht ins Klare kommen. Jedenfalls gingen sie fast täglich im Park spazieren und unterhielten sich angelegentlich, und ebenso blieb dem stillen Beobachter nicht verborgen, daß Gaston die Bemühungen seines Freundes um die Reigung seiner Schwester begünstigte, so viel er nur irgend konnte. Bei solchen Beobachtungen und bei dem Gedanken, daß Marion de St. Aulaire den Guldigungen des ihm so unsympathischen Menschen Gehör schenken und dereinst in das Herrenhaus des Vicomte

de Valin übersiedeln könnte, konnte er sich einer widrigen Empfindung nicht mehr erwehren. Sich das zartgliedrige, sensitive Geschöpf mit dem ausdrucksvollen feinsinnigen Antlitz, auf dem jede Empfindung ihrer reinen Seele wie ein klarer Kristall reflektierte, in den Armen dieses Menschen vorzustellen, dessen bloße Gegenwart ihm schon ein instinktives Mißbehagen bereitete, dünkte ihm eine Entwürdigung. Freilich, auch Marions Verhalten erschien ihm sowohl wie Flora zuweilen seltsam und rätselhaft. Wenn die letztere, wie das naturgemäß oft geschah, das Gespräch auf Egon brachte und auf seinen Aufenthalt in St. Rémy, so verhielt sich Marion schweigsam, sah teilnahmslos in ihren Schoß oder richtete ihre Blicke durch das Fenster nach dem Park hinaus, und während Fanny Kalthausen jedes Mal mit Wärme und Lebhaftigkeit auf dieses Thema einging und sich nicht genug tun konnte, aus ihren Erinnerungen an Oberst von Düringsfeld und Egon von Wallberg mitzuteilen, sah sie apathisch dabei, ohne sich auch nur mit einem Wort an der Unterhaltung zu beteiligen. Um so mehr überraschte es Günther, als sie eines Tages von selbst von Egon zu sprechen begann. Es war in der Mittagsstunde. Er ging in einer



Seltene Wirkung einer deutschen Granate.

Bei der Beschießung von Nieuport durch die Deutschen durchschlug eine Granate eine Mauer, während wunderbarerweise ein dahinter stehendes Kreuzifix vollständig unverfehrt blieb.

schattigen Allee des Parkes spazieren, als er sie bei einer Begegnung des Weges vom Schlosse her auf sich zukommen sah. Es hatte fast den Anschein, als ob sie die Begegnung gesucht habe. Sie begrüßten sich und setzten gemeinsam den Spaziergang fort. Günther berichtete über das Ergebnis der letzten ärztlichen Untersuchung, die am Vormittage stattgefunden hatte. Die Eisumschläge, die während der ersten Tage ununterbrochen, auch des nachts, hatten gemacht werden müssen, durften eingestellt werden. Der Kopf der Patientin war ganz klar, Erinnerungsvermögen und Denkkraft schienen nicht mehr im Geringsten beeinträchtigt. Dagegen würde der Knöchelbruch die Kranke noch für Wochen zur Bettruhe zwingen.

Marion hörte die Mitteilungen schweigend an, nachdenklich zu Boden blickend. Eine leichte Röte bedeckte ihre Wangen, die ebenso gut von der Mittagshitze, als von der Wirkung der Gedanken herrühren konnte, die sie zu beschäftigen schienen. Plötzlich hob sie ihren Blick.

„Ihre Frau Mutter sieht Ihren Nachrichten gewiß mit großer Ungeduld entgegen?“ fragte sie mit etwas zögernder Stimme.

„Aber ich habe ihr von dem Unfall meiner Schwester nichts

„Morgen?“ fragte sie mit leiser Stimme, deren Neben ebenfalls ihre starke Anteilnahme verriet.

„Ich will morgen nach Nesle hinüberreiten. Das Ergebnis wird beweisen, ob ich mich auf der richtigen Fährte befinde oder nicht und ob die Ursache des plötzlichen Verschwindens in Nesle zu suchen ist.“

Marion de St. Aulaire sah ein paar Sekunden nachdenklich vor sich hin; die Blut auf ihren Wangen brannte noch intensiver, als sie langsam, wie zögernd wieder den Blick zu ihm erhob.

„Sie glauben, daß sein letzter geheimnisvoller Besuch einer Frau in Nesle galt?“

Sie sagte es mit tiefem gepreßtem Atemzug und schien sich jedes Wort förmlich abzurufen.

Er nickte.

„Zwei Umstände deuten darauf hin, daß ihm die Liebe einer Frau, einer Französin, gefährlich geworden, daß sie wahrscheinlich die Ursache seines rätselhaften Endes gewesen ist.“

„Zwei — zwei Umstände?“ — „Richtiger: Zwei Gegenstände, die mir in Chaulnes übergeben worden sind.“

Ihr Blick ruhte mit einem so starken, fast bittenden, be-



Großherzog Friedrich II. von Baden in Flandern.

Großherzog Friedrich II. von Baden wollte unlängst wieder bei seinen badischen Truppen an der Westfront. Der Großherzog, ein Enkel des alten Kaisers Wilhelm, ist kgl. preussischer Generaloberst der Infanterie mit dem Range als Generalfeldmarschall und bekleidete bei Kriegsbeginn die Stellung eines Generalinspektors der fünften Armeeinspektion. Unser Bild zeigt den Großherzog (X) bei der Besichtigung eines badischen Landsturmabteils in Flandern.

mitgeteilt,“ erwiderte der Gefragte erstaunt, denn er hatte in ihrer Gegenwart bereits davon gesprochen. „Ich wollte ihre Aufregung und ihren Kummer nicht noch vergrößern.“

Sie bewegte ihren Kopf verneinend.

„Ich meine Ihre Nachrichten über Ihren Bruder. Sie kann seinen Verlust noch nicht verwinden?“

„Sie wird nie darüber hinweg kommen. Er war ihr Erstgeborener, ihr Liebling.“

„Arme Mutter!“

Es lag so viel Innigkeit und ein so warmes Mitgefühl in dem Ton ihrer Stimme, daß er ihr unwillkürlich mit einem dankbaren Blick in die Augen schaute. Sie selbst sah ergriffen aus, ihre Blicke waren träumerisch, wie verloren in die Weite gerichtet. Nach einer Weile wandte sie ihm ihr Gesicht zu.

„Sie haben bereits eine Spur?“

„Vielleicht wird sich schon morgen zeigen, ob ich hoffen darf, hinter das Geheimnis des Verschwindens meines Bruders zu kommen.“

Sie machte eine Bewegung der Ueberraschung. Diese plötzliche Mitteilung schien ihr Interesse in so starkem Maße zu erregen, daß ihr das Blut in die Wangen schoß.

schwörenden Interesse auf ihm, daß er unwillkürlich in seine Tasche griff, in der er das Portefeuille seines Bruders aufbewahrte. Noch niemand im Schlosse hatte er bisher diese Reliquie aus dem Nachlaß des Verschollenen gezeigt, jetzt zog er, nachdem sie auf einer am Wege stehenden Bank Platz genommen hatten, das Papier hervor, in das die Locke der Unbekannten eingehüllt war, die Egons leidenschaftliche Liebe erweckt und erwidert hatte.

Sie ergriff das ihr Gereichte mit zitternden Fingern und beugte ihr Gesicht tief darüber. Sie schien das Haar angelegentlich zu betrachten, denn es dauerte eine ganze Weile, bis sich ihr Oberkörper wieder aufrichtete und sie die Frage an ihn richtete: „Das ist das Haar der Dame in Nesle?“

Er zuckte mit seinen Schultern.

„Das weiß ich noch nicht. Ich hoffe, das morgen festzustellen.“

Wieder vergingen ein paar Sekunden in beiderseitigem Schweigen. Endlich entschloß sie sich zu der weiteren Frage: „Sie haben noch ein anderes Beweisstück?“

„Ja, und das beweist noch mehr als dieses, eine wie innige,

tiefe Liebe er zu der Tochter des Landes gefaßt hatte, gegen das er die Waffen trug.

Er schlug in dem Büchlehen das Blatt auf, auf das Egon seine leidenschaftlichen Verse geschrieben hatte. Ihre Blicke hingen wieder bittend und zugleich mit dem Ausdruck tiefsten Interesses an ihm. Er las mit bewegter Stimme das Gedicht vor, in das Egon seine leidenschaftlichen Gefühle ergossen hatte. Sie hatte zwar mit intensiver Aufmerksamkeit zugehört, aber nun schüttelte sie doch enttäuscht, kleinmütig den Kopf.

„Meine Kenntnis des Deutschen ist gering. Ich habe nur ein paar einzelne Worte verstanden.“

„Dann werde ich mir erlauben, es Ihnen ins Französische zu übersetzen, so gut ich kann.“

Ihre Augen leuchteten auf.

„Ach ja, bitte!“

Günther übersetzte. Es ging nur langsam, zuweilen stockte er, oft unterbrach und verbesserte sich. Seine Mienen voll Mißmut bewiesen, wie wenig ihn selbst seine Uebersetzung des deutschen Gedichtes in die Prosa seines überdies nicht ganz korrekten, nicht immer gefälligen, glatten Französisch befriedigte.

Um so tiefer gehend war die Wirkung, die die französische Wiedergabe der glutvollen deutschen Verse auf die Französin hervorgebracht hatte. Ihr Atem ging stürmisch, über ihr Antlitz hatte sich der verklärte Schein einer starken Gemütsbewegung gebreitet; ihre Augenlider flirrten lebhaft. Sie senkte instinktiv ihren Kopf vor seinen überrascht forschenden Blicken und jetzt sah er, wie ein paar hell schimmernde Tropfen an ihren Wimpern hingen, sich von ihnen lösten und langsam die blaß gewordenen Wangen hinabbrannen.

„Aber Mademoi —“

Er hatte das Wort noch nicht ausgesprochen, als sie plötzlich aufsprang und mit einem kurzen: „Excusez, monsieur!“ davoneilte.

Günther blickte ihr betroffen nach. Sie weinte! Woher diese Ergriffenheit, diese tiefe innerliche Bewegung? Ein plötzlicher Gedanke schoß in ihm auf. Sollte sie selbst —? Er sah grübelnd vor sich hin. Aber je länger er darüber nachdachte, desto unwahrscheinlicher erschien es ihm, daß Marion de St. Aulaire diejenige sein könnte, an die die glutvollen Verse Egons gerichtet waren. Jetzt, da er sie persönlich kannte: ihr stilles, in sich gefehrtes Wesen, ihre scheue, zurückhaltende Natur, dünkte es ihm noch unmöglicher als vorher, daß Egon in der kurzen Zeit das Herz dieses keuschen Mädchens gewonnen haben könnte.

„Gell und aufjauchzend über Not und Tod,

Sielt ich in Blut und Rausch Dich heiß umfassen.“

Nein, dieser Leidenschaftsausbruch galt gewiß nicht der Tochter des Schlossherrn von St. Rémy. Auch die äußeren Umstände — Marion's dunkelblondes Haar und die Tafsache, die auch durch Mademoiselle Kalthausen bestätigt worden war, daß die einquartierten Offiziere und die Damen des Schlosses keinen geselligen Verkehr gepflogen, sondern sich ausschließlich bei den Mahlzeiten gesehen — ließen die Annahme, das Ziel von Egons geheimnisvollem, im Zivilanzug unternommenen Besuch, von dem er nicht mehr zu seinem Regiment zurückgekehrt war, könnte Schloß St. Rémy gewesen sein, als ausgeschlossen erscheinen.

Günther von Wallberg erhob sich, um das Krankenzimmer wieder aufzusuchen. Bevor er den Hof erreichte, der den Park von dem Schloß trennte, wurde er Zeuge einer Szene, die sein Erstaunen und sein Nachdenken erregte. Hinter der halb offenen stehenden Tür des Pferdestalles stand der Reitknecht Charles und ihm gegenüber lehnte der Vicomte de Valin. Beide waren in ein angelegentliches Gespräch vertieft, wobei sie die Rollen des Herrn und des Dieners vertauscht zu haben schienen. Der Reitknecht stand breitpurig vor dem Vicomte; mit zornigen Mienen und heftig gestikulierend, redete er auf den ihm Gegenüberstehenden ein, während dieser eine erschrockene, ängstliche Haltung annahm und mit beschwichtigenden Gesten die Scheltrede des anderen abzuwehren sich bemühte. Endlich griff er in seine Rocktasche, brachte eine Briefftasche zum Vorschein und reichte dem Zornigen ein paar Banknoten, die nach ihrem Format keinen geringen Wert zu haben schienen.

Da huschte mit einmal ein vergnügtes Grinsen über das rohe, unsympathische Gesicht des Reitknechts, während Vicomte de Valin sich mit finsternen Mienen in der Richtung nach dem Schloß entfernte.

Günther aber verharrte noch eine ganze Weile in seiner durch Bäume geschützten Stellung und dachte über dieses überraschende Erlebnis nach. In welchen Beziehungen standen die gesellschaftlich so ungleichen beiden Männer? Hatte es nicht ganz den Anschein, als ob der Diener dem Edelmann gegenüber eine gewisse Ueberlegenheit besaß?

Am anderen Nachmittag führte Günther endlich seinen Vorfahr aus, dem Ehepaar Renaudin in Nesle einen Besuch abzustatten. Der Oberst hatte ihm ein Reitpferd aus seinem Stall zu beliebiger Verfügung gestellt. Der Reitknecht Charles hatte es gefaßt und führte es nun auf den Hof hinaus. Er machte sein finsternes Gesicht, als er, auf der rechten Seite stehend, den Steigbügel hielt. Offenbar hielt er es für eine Erniedrigung, daß er dem „Preussien“ Dienste erweisen mußte.

Günther stellte sein Pferd im besten Gasthofe des Städtchens ein. Der Herr Notar bewohnte eine Villa, die außerhalb der Stadt an einer einsamen Promenade lag. Ein nett gekleidetes Pöschchen mit blühenden dunklen Augen und schwarzem gelockten Haar öffnete ihm.

„Monsieur und Madame zu sprechen?“ fragte er. Sie sah ihn verwundert an. War es seine Aussprache oder seine Erscheinung, die ihr Erstaunen erregten? Er mußte seine Frage wiederholen, ehe sie Antwort gab.

„Monsieur und Madame sind zu Hause.“

Für einen Privatbesuch schien sie ihn nicht anzusehen, denn sie setzte hinzu: „Das Büro von Monsieur Renaudin befindet sich in der Rue de Paris.“

„Es handelt sich um eine private Angelegenheit.“

Zugleich überreichte er ihr seine Karte.

„Sie haben wohl die Güte, mich Monsieur und Madame zu melden.“

Erst jetzt ließ sie ihn eintreten und führte ihn in einen Salon. Obwohl Günther sich nicht viel von seinem ersten Besuch, noch dazu im Beisein des Hausherrn, versprechen konnte, sah er doch den nächsten Minuten mit einer herzklopfenden Spannung entgegen. Schon die bloße Erscheinung der Madame Renaudin würde ihn ja belehren, ob sie überhaupt mit dem Verschwinden Egons in irgendwelchem Zusammenhang stehen konnte oder nicht.

Es vergingen reichlich zehn Minuten, bis die Jofe zurückkehrte. Sie sah diesmal den Fremden noch verwunderter an, mit einem erstaunten, fast ungläubigen und halb ängstlichen Interesse, als ob sie es nicht für möglich hielte, daß so kurz nach dem Kriege ein Deutscher bei ihrer Herrschaft einen friedlichen Besuch machen wollte.

„Monsieur und Madame lassen bitten,“ sagte sie mit einer einladenden Handbewegung nach der Tür.

Günther zögerte einen Moment. Gern hätte er eine Frage an das Mädchen gerichtet. Ob sie damals, als sein Bruder hier in Quartier gelegen, schon im Hause gedient hatte und ob sie sich vielleicht des deutschen Leutnants erinnerte. Aber die Tür stand halb auf und so mußte er seinen Wunsch vorläufig unterdrücken.

Mit einem raschen Blick erfaßte der Eintretende die beiden Personen, die in behaglichen Fauteuils saßen und von denen der männliche Teil sich zur Begrüßung erhob. So ungefähr hatte sich Günther von Wallberg den Notar vorgestellt: ein corpulenter, behäbiger Herr, der das Aussehen eines Mannes von etwa fünfzig Jahren hatte. Seine große, blanke Nase wurde von einem Kranz grauen Haares eingesäumt; durch eine goldene Brille schauten ein paar kleine, dunkle, neugierige Augen.

„Monsieur de Wallberg?“ sprach er fragend, auf die Karte, die er in seiner Hand hielt, blickend.

In Günther fieberte starkes Interesse. Diese auffallende, mittelgroße Frau mit den üppigen, aber doch anmutigen, graziösen Formen, die in dem geschmackvollen, elegant anscheinenden Kostüm um so reizvoller wirkten, mit den pikanten, freundlichen Zügen und lebhaft blickenden dunklen Augen war wohl in dem Besitze aller Eigenschaften, die einen für Frauenreiz empfänglichen Mann zur begehrenden Leidenschaft entflammen konnten. Und das Haar, sein erster Blick hatte es bereits konstatiert, war von dunklem Braun und schien, so weit er im Moment urteilen konnte, mit der Farbe der in seiner Brusttasche verborgenen Haarlocke genau übereinzustimmen.

Die Augen des Notars waren mit einem ängstlich fragenden Ausdruck auf den sehr überraschenden Besuch gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

# Wie die Greth' den Tod fand.

Skizze von Arthur Babillotte.

(Nachdruck verboten.)

Die Greth' mußte immer wieder den Kopf schütteln, wenn sie daran dachte, daß jetzt ihr einziger Bub', der Schorsch, gegen die Franzosen kämpfte. Es war nicht auszudenken: Sein Vater war doch stattlicher Husar gewesen bei den Franzosen, Anno siebzig ...

„Nein, Daiber Kath', ich kanns net verstehn, es geht über meinen Verstand,“ sagte die Greth' zur Nachbarin, als der Schorsch in seiner grauen Infanterieuniform ihre Hütte wieder verlassen, nachdem er zwei Wochen mit seiner verwundeten Hand darin gelebt hatte.

Die Kath' lachte. „Pah! Froh soll sie sein, die Greth'; bei den Deutschen ist eine andere Disziplin, und später, wenn sie Invaliden sind, bekommen sie eine tüchtige Beihilfe vom Staat.... Was hat eurer bekommen, he? Von den Franzosen? Nix! So gut wie nix. Geht mir weg mit den Windbeuteln, den Welschen! Froh wollen wir sein, daß wir deutsch sind da im Elsaß.“

Aber die Greth' begriff es trotz allem nicht.

Tag für Tag wanderte sie von Dorf zu Dorf, im ganzen Waldbezirk des Tals umher, besorgte ihre Aufträge und klagte über den Schorsch, der ein deutscher Soldat sein mußte. Im ganzen Tal gab es keine geschicktere und flinkere Botenfrau als die Greth', trotzdem sie ihre dreundsiebzig Jahre in der Hude mit sich trug. — — —

Der Tag war strahlend; der ganze Wald prangte in Gold. Die Vögel sangen, Eichhörnchen sprangen von Baum zu Baum, und wenn nicht in der Ferne das schwermütig düstere Donnern der Kanonen gewesen wäre, hätte man nicht denken sollen, daß auch in diesen weiten, prachtvollen Wäldern bereits der unerbittliche Krieg wüthete.

Die Greth' stieg rüstig den steilen Fahrweg hinauf, der sie in das nächste Dorf bringen sollte. Sie dachte an ihren Pierre, der bei den Franzosen Husar gewesen war.... O! hatte er später in friedlichen Zeiten geklagt, daß man ihn schlecht behandelt habe und die Welschen sich ihrer tapfern Söhne nicht zu erinnern liebten, sobald sie in Not gekommen waren....

„Ja, er hat kein leichtes Leben gehabt, der Pierre,“ murmelte die Greth' vor sich hin. „Aber das dünkt mich kein Grund zu sein, daß jetzt der Schorsch bei den Deutschen dient. Ich mein' allweil, er muß es büßen, die Franzosen werden ihn strafen, mein' ich....“

Ein wilder Born ergriff sie, daß sie mitten im Wege stehen bleiben mußte, um die Häute zu schütteln. „Durchbrennen hätt' er sollen, wo's geheißen hat, daß Krieg wird,“ murmelte sie. „Das ist mir ein rechter Sohn, wo gegen die Soldaten von seinem eigenen Vater schießt!“

In ihrem Kopfe, der bereits die klare Denkkraft eingebüßt hatte, begannen sich die Vorstellungen närrisch zu verwirren. Sie kam über hundertlei verstümmelte und willkürliche Gedanken zu einer sonderbaren und in ihrer Hartnäckigkeit schauerlichen Ueberzeugung: „Ja, so ist's und net anders,“ murmelte sie, weitergehend, „der Schorsch schießt auf seinen eigenen Vater.“

Wilde Angst bemächtigte sich ihrer bei dem Gedanken. Sie sah sich mit weit offenen, stehenden Augen im Kreise um, ob sich niemand und nichts finden ließe, diesen Vätermord zu verhüten....

Ein einsames Marienbild lehnte schwermütig lächelnd an einer hohen Nische. Vor ihm sang die Greth' in die Knie und betete, die heilige Mutter Gottes möge den Sohn erleuchten und sein hartes Herz belehren.... Sie stammelte in tausendfachen verwirrten Worten ihre Not zu Füßen der Madonna und erhob sich endlich, nicht völlig beruhigt, doch aber von unbestimmten, nebelhaften Hoffnungen erfrischt und gekräftigt.

„Ja, ja, das war so ein Bißchen für den Deisel,“ schmunzelte sie vor sich hin, während sie ihren Weg auf die Höhe fortsetzte. „Daß der Sohn den Vater umbringt....“

Dann erschrak sie über der Erinnerung, daß der Pierre selbst in seinen alten Tagen auf die Welschen geschimpft und die Deutschen gelobt und verteidigt hatte.... Wenn es am Ende doch recht und ehrlich war, daß der Schorsch....

„Ah bahl! Französisch sind wir gewesen und haben wir bleiben wollen, und die Schwoben\*) haben unser Ländel mit Gewalt genommen, und der Pierre ist ein französischer Husar gewesen wie keiner, — und so muß es bleiben in der Familie. Heilige Maria, Mutter Gottes, belehr' ihn, daß er seine Flint' fortwirft und zu den Brüdern 'nübergeht!“ — — —

In Hast und Ungebuld besorgte sie ihre Geschäfte. Wenn sie heimkam, wollte sie dem Schorsch einen Brief schreiben. Und wenn die Mutter Gottes ihr Zeit dazutat, so konnte es nicht fehlen, daß der Schorsch sich seiner Pflicht wohl erinnerte.

„Ja, denkt, es gefällt ihm im Krieg,“ erzählte sie mit bebauerndem Achselzucken einem der Bauern, dem sie sein Pfund Tabak gebracht hatte, „es gefällt ihm bei den Schwoben. Man sollt's net glauben, he? Wo mein Pierre doch so ein braver Franzose gewesen ist und ich selber lieber in französischer als in deutscher Erd' begraben sein mücht'....“

Während sie aber ihren kleinen Geschäften nachging, rückte ein Bataillon deutscher Infanterie ein Stück im Walde vor, bis es sich ganz nahe an einen französischen Schützengraben herangepircht hatte. Im weichen Moose hatte man sich bald genug eingebuddelt.

Die Greth' kam ahnungslos des Weges. Sie dachte nur an das eine. An den Schorsch, der ein Franzos werden mußte, wenn anders es ihr Ruhe lassen sollte im Grabe. Und während sie so bergabwärts schritt, sah sie drüben wieder das Madonnenbild holdselig lächeln, — ja, ja, liebe Mutter Gottes, dachte sie zärtlich, wir zwei, wir wollen es schon einrichten, daß es gut ist....

Da fuhr ein zischendes Pfeifen jäh durch die Stille. Die Greth' blieb stehen, hob erschrocken den Kopf, duckte sich unwillkürlich.... Drüben, keine zehn Schritt von ihr, begann die deutsche Infanterie das Gefecht. Und wie es in Augenblicken der Verwirrung zu gehen pflegt: Statt in entgegengesetzter Richtung ihr Heil zu suchen, rannte die Greth' geradeswegs in das heftige Gewehrfeuer hinein, wie Tiere bei einem Brande in die Flammen laufen....

Man schrie ihr zu; allein das verstörte sie noch mehr, schon geriet sie zwischen die ersten herüber- und hinüberzischenden Kugeln, als sich plötzlich im deutschen Schützengraben ein Mann aufrichtete und mit heiserer Stimme zu ihr hinschrie: „So bleibt doch stehn, Mutter, laßt doch zurück, um Gotteswillen!“

Auch diesen Ruf vernahm sie nicht in ihrer Todesangst.

Da blutete dem Schorsch das Herz in der Brust, er schwang sich aus dem Graben und lief der Mutter entgegen. Ehe er sie erreicht hatte, sah er sie wanken, mit den Händen um sich schlagen, zu Boden sinken. Ein Blutstrom quoll aus ihrem Munde. Eine französische Kugel hatte sie ins Leben getroffen.

Der Schorsch kauerte sich neben sie, ohne der um ihn herfliehenden Geschosse zu achten. Er stützte ihren Kopf, redete hastig zu ihr. Sie blinnte ihn aus großen, schon halb verglasten Augen an, stammelte noch mit mühsamer Stimme: „Den Franzosen... den Franzosen hab' ich dich zum Präsidenten machen wollen, und jetzt... jetzt schießen die mich tot....!“

Er ließ sanft ihren Kopf auf die Erde nieder, sprang, verfolgt von wütenden Schüssen, in seinen Graben zurück und begann ein wildes, grausames Feuer auf die Franzosen, die ihm die Mutter getödtet hatten.

\*) Verächtlicher Ausdruck für Deutsche.

# Der Fall Francke.

Novelle von Otto Hoeder.

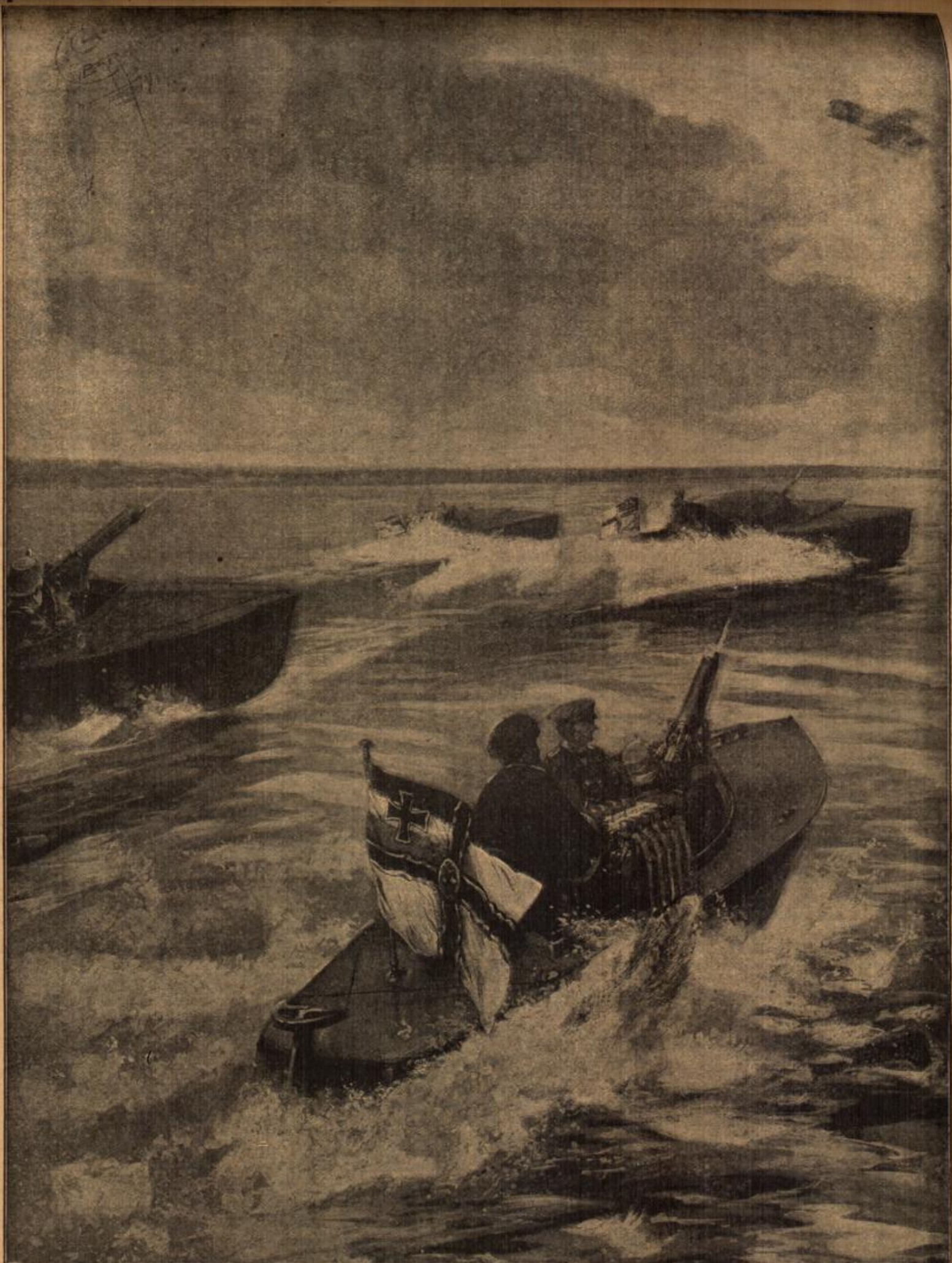
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Auf einen Wink begann der Gerichtsschreiber: „In Beantwortung der Anfrage des ersten Herrn Staatsanwalts nach dem Vorleben eines gewissen Lewis Francke, beehrt sich der Unterfertigte ergebenst mitzuteilen: Der Betreffende ist im Jahre 1845 zu Detroit im Staate Michigan als Sohn eines Kaufmannes geboren worden. Ende der sechziger Jahre fungierte er als Agent der Manitowoc Scating Co. in Manitowoc,

Wisconsin. November 1871 verheiratete er sich mit Mary Davis, Tochter des Milo S. Davis, Schulinspektors in Detroit. Der Ehe entstammt ein Sohn, William, geboren 1872. Lewis Francke wurde in diesem Jahre wegen Veruntreuungen flüchtig. Er soll sich bis 1881 in Deutschland aufgehalten haben. In diesem Jahre reiste wenigstens seine eheverlassene Gattin nach Deutschland. Sie kehrte mit Lewis zurück. Dank der

auf an  
 Der  
 denfall  
 Tages  
 nicht  
 Meindr  
 Klein  
 machten  
 unter 2  
 mehrere  
 herreg  
 Die  
 Linie y  
 von S  
 front  
 anseher  
 den Mi  
 ::  
 Ma  
 urtlich  
 hinder  
 heres  
 Be  
 foboden  
 kuffen  
 De  
 lehrte  
 vollen  
 den Dr  
 den Ar  
 Elekur  
 den Tr  
 Schlang  
 B  
 ir auf  
 H  
 D  
 gang f  
 R  
 mlttag  
 her fle  
 wichtig  
 er wur  
 den H  
 verlos  
 heres  
 D  
 wangs  
 den C



Mit Maschinengewehren ausgerüstete Motorboote des Freiwilligen Motorboot-Korps auf der Weichsel während der Beschießung eines  
 russischen Fliegers, der zur Landung gezwungen wird. Gezeichnet von C. Barber.

Eigentümlichkeit amerikanischer Verhältnisse gelang es diesem, zumal er größere Vornittel mitbrachte, von neuem eine gewisse Rolle in seiner Vaterstadt zu spielen. Vor zwei Jahren wurde er in einen Bestechungsprozeß als Hauptschuldiger verwickelt. Er entfloß indessen rechtzeitig. Seitdem ist er verschollen. Da sein Sohn, der allgemeine Achtung genoß und als tüchtiger Ingenieur galt, in Begleitung der Mutter Detroit ebenfalls bald darauf verließ, wird dortselbst angenommen, daß Lewis Frände sich ein anderes Operationsfeld gesucht und vermutlich wieder nach Deutschland sich gewendet hat."

Mit nach vorn gebeugtem Oberkörper hatte der Angeklagte die Verlesung des Schriftstückes angehört. Nur ab und zu war ein Erzittern durch seine Glieder gegangen. Als nun der Gerichtsschreiber geendigt hatte, sank er auf der Anklagebank nieder und schlug beide Hände vor das Gesicht.

"O, meine arme Mutter!" kam es stöhnend über seine Lippen. "So habe ich durch alle Opfer Dir nicht diese Schmach ersparen können!"

Lebhaftes Gemurmel ging durch die dichtgedrängten Zuhörerreihen. Es war wohl niemand im Saal, der nicht tiefes Mitgefühl für den Angeklagten gehabt hätte. Selbst die ehernen Gesichtszüge des Präsidenten wurden milder.

"Angeklagter," begann er abermals, "wir begreifen und würdigen Ihren Schmerz. Nun aber geben Sie auch der Wahrheit die Ehre. Der Verlebte drohte Ihnen wahrscheinlich damit, das von ihm an Ihrer Mutter verübte Verbrechen an die große Glocke hängen zu wollen. Die plötzliche Erkenntnis, daß die von Ihnen verehrte Frau das Opfer eines Schurken geworden war, im Sinne des Gesetzes also gar keine Ehe zwischen jenem Manne und Ihrer Mutter bestanden hat, riß Sie zu einem folgenschweren Entschlusse hin. Sie erkannten Ihre Ohnmacht gegenüber dem rücksichtslos Auftretenden, der Trieb, die Mutter und sich selbst vor einer verhängnisvollen Katastrophe zu bewahren, war stärker als das Bewußtsein des mit Ihrer Tat verbundenen Unrechts. In einer Minute beklagenswerter Verirrung vergriffen Sie sich an dem Bedroher ihres Lebensglückes. — Nicht wahr, Angeklagter, so ähnlich spielte sich das Drama ab?"

Aber der Präsident hoffte vergeblich auf eine Antwort. Wie geistesabwesend stand Gisbert Frände da. Endlich wandte er sich nach seinen Richtern.

"Gott sei mein Zeuge, ich habe alles versucht, um von dem unschuldigen Haupte meiner reinen Mutter unverdiente Schmach abzuhalten. Es ist mir nicht gelungen. Als Kriminalkommissar Barnhagen mich zu verhaften kam, da erkannte ich die Gefahr, welche meine Mutter bedrängte. Durch eine Verkettung unglückiger Zufälligkeiten war nun einmal schwerwiegender Verdacht wider mich entstanden. Leugnete ich die mir zur Last gelegte Tat — so dachte ich damals im Zerrwahn fürchterlicher Erregung —, so würde man behördlicherseits der mir selbst geheimnisvollen Ermordung auf den Grund zu kommen suchen. Der Gedanke, daß die Vergangenheit meines Vaters alsdann ans Tageslicht gezogen, und der meiner Mutter gespielte Betrug offenbar werden mußte, ließ mich zu einem falschen Schuldgeständnis kommen. Ich glaubte dadurch jegliche behördliche Nachforschung hintanzuhalten und das düstere Geheimnis des von meinem Vater verübten Schurkenstreiches für immer zu begraben. Erst in der Einsamkeit der Zelle erkannte ich, daß ich zwar das Gute gewollt, aber nur den Gang der Verhältnisse beschleunigt hatte. Unterredungen mit meinem Freund und Verteidiger bestärkten mich in dieser Auffassung. Ich zog mein Geständnis zurück. Aber so leicht man mir die Verübung der Tat zugetraut hatte, so unglaublich nimmt man nun meinen Widerruf auf — und doch kann ich nur meine völlige Unschuld beteuern!"

Große Unruhe im Zuhörerraum folgte dieser Erklärung. Auch die Geschworenen steckten die Köpfe zusammen und nickten bedeutend. Der Präsident gebot Ruhe.

Der Staatsanwalt aber erhob sich hastig. "Der Angeklagte scheint mir von einer krankhaften Vorstellung beherrscht zu werden," hub er an. "Er glaubt anscheinend, es sei uns darum zu tun, jemand zu verurteilen. Mit nichten! Wir stehen hier, um im Namen des Gesetzes Recht zu finden. Ja, ich gestehe ganz freimütig, daß gerade mir es lebhaftes Genugtuung bereiten würde, stellte sich durch den Gang der heutigen Hauptverhandlung die Unschuld des Angeklagten heraus, zumal die Sympathien aller rechtlich Denkenden fraglos auf seiner und nicht auf seiten des Getöteten sind. Aber der Angeklagte steht sich meines Erachtens selbst im Licht. Warum macht er nicht wenigstens den Versuch, sein Alibi während der kritischen Stunden nachzuweisen. Ich habe ihm eine derartige Beweisführung schon vor Wochen nahegelegt, ich bin auch überzeugt,

daß die Verteidigung nach dem geheimnisvollen Doppeltgänger hat Nachforschungen anstellen lassen. Dieselben konnten indessen aus dem Grunde nicht zum Ziele führen, weil ein solcher Doppeltgänger gar nicht existiert. Ich ermahne deshalb den Angeklagten ernstlich, sich durch ferneres Leugnen nicht die Sympathien zu verschmerzen, welche ihm augenblicklich noch gezollt werden."

Da stand aber auch schon Rechtsanwalt Hellborn, der Verteidiger, auf.

"Der Herr öffentliche Ankläger hat die Unterlassung des Versuchs einer Alibibeweisführung gerügt," meinte er. "Nun ist es mit solch einem Nachweis überhaupt eine mißliche Sache. Ich bin überzeugt, auch der Staatsanwalt würde nicht Minute für Minute nachweisen können, was er gerade in der Nacht vom 26. zum 27. Juli getan hat. Er wird vermutlich geschlafen haben; da er aber Junggeselle ist, so erscheint es fraglich, ob er diesen Schlaf zu einem gerichtsfundigen machen könnte. Mein Klient hat nun nicht geschlafen. Die von ihm am vorhergehenden Nachmittage mit seinem Vater geführte Unterredung hatte ihn begreiflicherweise erregt. Er ging abends gegen seine sonstige Gewohnheit noch in später Stunde aus, kreuzte den Königsplatz und erging sich seiner Versicherung nach stundenlang im Tiergarten. Ab und zu hat er sich niedergelegt; ja, er behauptet, sogar einmal vom Schlafe überwältigt worden zu sein. Als er nach Hause kam, war es bereits zwei Uhr morgens. Erschöpft legte er sich zur Ruhe nieder. Als man ihn weckte, geschah es auf Weisung des inzwischen erschienenen Kommissars. Es liegt auf der Hand, daß vielleicht weitere hundert einwandfreie Personen die kritische Nacht in ähnlicher, nicht durch Gerichtsbeweis genau zu erhärtender Weise verbracht haben. Der Unterschied ist nur der, daß mein Klient einer Tat beschuldigt wird, an welcher er meiner innersten Ueberzeugung nach gerade so viel Verschulden trägt, wie der Herr Staatsanwalt oder ich oder sonst jemand hier im Saale."

"Sie beharren also bei Ihrer Behauptung, unschuldig zu sein?" wendete sich der Präsident an den Angeklagten.

Dieser verneigte sich nur stumm.

"So treten wir in die Beweisaufnahme ein," entschied der Vorsitzende und befahl dem Runtius, den ersten Zeugen in den Saal zu führen.

## II.

In der kritischen Nacht hatte wenige Schritte flussabwärts von der Fußgängerbrücke am Goldsteiner Ufer ein Ziegelfaß verankert gelegen. In grauer Morgenfrühe hatte der Schiffseigner, der die Nacht auf seinem Fahrzeuge verbracht, zu seinem Entsetzen eine gutgekleidete männliche Leiche wahrgenommen, deren Oberkörper im Wasser lag, während die Füße sich in der Ankerkette verfangen hatten.

Der Schiffer hatte sofort einen Knecht nach dem zuständigen Polizeirevier geschickt. Die behördliche Aufhebung der Leiche hatte unverzüglich stattgefunden.

Vom telephonisch benachrichtigten Polizeipräsidium war der Kriminalkommissar Barnhagen, einer der fähigsten Kriminalbeamten, entfendet worden. Gleichzeitig war der Kreisphysikus auf der Tatstelle erschienen. Uebereinstimmend hatten beide Beamte festgestellt, daß nach Lage der Sache ein Unglücksfall oder Selbstmord ausgeschlossen war. Der im übrigen tadellose Tuchrock des Toten war vorn an der Brust zerrissen, ein sicheres Zeichen, daß der Unglückliche mit großer Gewalt gepackt und in die Höhe gezerrt worden war. Während des kurzen Kampfes war der Gut des Opfers auf die Brücke niedergefallen und fast ganz zerstampft worden. Passanten hatten ihn auf dieser am nächsten Morgen gefunden.

Während des Absturzes war der Unglückliche mit dem Hinterkopf auf einen hervorspringenden Eisenpfiler geschlagen. Durch die Wucht des Anpralles war dann der Körper kopfüber vollends ins Wasser gestürzt. Nach der Begutachtung des Arztes war die Kopfwunde absolut tödlich. Der Tod mochte schon in dem Augenblicke eingetreten sein, in welchem der fallende Körper den Wasserspiegel erreicht hatte. Aus alledem ergab sich mit zwingender Notwendigkeit die Gewißheit, daß der Unglückliche über das Brückengeländer geschleudert worden war. Zum Ueberflus hatten der Schiffer und seine Ehefrau etwa um Mitternacht einen gellenden Schrei vernommen. Da aber alsdann alles wieder still geworden war, so hatten sie dem Vorfall keine Beachtung geschenkt, sondern waren liegen geblieben.

Bei der Leiche waren außer Uhr und Börse mit mäßigem Inhalt nennenswerte Wertsachen nicht gefunden worden. Außerdem hatte der Tote nur noch ein Notizbuch bei sich ge-

tragen, das nur unwesentliche Bemerkungen enthielt. Darin aber lag eine Aufforderung des königlichen Polizeipräsidenten an Herrn Lewis Grande, wonach der Empfänger aufgefordert wurde, binnen drei Tagen die noch ausstehende Personallegitimation bei Vermeidung einer gleichzeitig festgesetzten Ordnungsstrafe beizubringen.

Zufällig war die Leiche auch von einem Kellner, der im Café Gärtner bedient war, in Augenschein genommen worden. Derselbe hatte sofort in ihr einen Gast wiedererkannt, welchen er abends zuvor selbst bedient hatte. Der Kellner hatte seine Wahrnehmung dem Kommissar mitgeteilt und hinzugefügt, daß in Gesellschaft des Toten sich der Fabrikant Grande befunden habe.

Auch in der heutigen Verhandlung blieb der als Zeuge vernommene Kellner trotz des entschiedenen Zeugnens des Angeklagten bei dieser Befundung.

„Zeuge, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß unendlich viel von Ihrer Aussage abhängt,“ ermahnte der Vorsitzende. „Sie hören, daß der Angeklagte behauptet, Sie müßten ihn mit irgend jemand verwechseln, der ihm vielleicht sehr ähnlich sieht. Besinnen Sie sich! Kann eine solche Möglichkeit nicht etwa doch vorliegen?“

„Durchaus nicht,“ bestritt der Kellner. „Ich servierte früher im Restaurant Mühling unter den Linden. Dort verkehrte Herr Grande regelmäßig zweimal in der Woche. In seiner Begleitung befanden sich fast immer seine Mutter sowie Konsul Gutzjahr mit Tochter. Die Herrschaften speisten bei uns gewöhnlich nach beendeter Vorstellung im Opernhause. Ich erkannte ihn am 26. Juli sofort, als er in den Garten trat, obwohl er sich seinen blonden Vollbart hatte abnehmen lassen. „Schönen guten Abend, Herr Grande!“ begrüßte ich ihn, als er an mir vorüberschritt. — „Ei, woher kennen Sie mich denn?“ fragte er darauf, ging aber gleich weiter. Er setzte sich zu dem Herrn, der am andern Morgen tot aus der Spree gezogen wurde. Ich bediente und hörte zu meinem Erstaunen, daß Herr Grande den andern immer mit „Papa“ anredete. Sie sprachen Englisch miteinander; obwohl sie annehmen mochten, ich verstehe die Sprache nicht, hielten sie doch immer im Gespräche inne, wenn ich in die Nähe kam.“

„Welchen Eindruck machte das Gespräch auf Sie?“ fragte der Präsident.

„Sie stritten offenbar miteinander. Ich hörte so etwas wie zwanzigtausend Mark. Bald darauf — sie waren inzwischen die letzten Gäste im Lokal geworden und es war nahe an Mitternacht — brachen sie auf und entfernten sich in der Richtung nach der Fußgängerbrücke.“

„Nun, was sagen Sie zu der Befundung dieses Zeugen?“ wendete sich der Vorsitzende an den Angeklagten.

„Es mag sein, daß der Zeuge mich, vom Restaurant Mühling her kennt. Wir verkehrten allerdings dort häufig. Aber ich wiederhole, ich war in jener Nacht nicht im Café Gärtner.“

„Es tut mir leid, aber ich muß bei meiner Aussage bleiben,“ entgegnete der Kellner. „Ich habe Herrn Grande mit aller Bestimmtheit wiedererkannt. Wenn ich nicht irre, so sah ich ihn sogar einige Tage darauf nochmals auf der Straße.“

„Das kennzeichnet die Glaubwürdigkeit des Zeugen,“ fiel da Rechtsanwalt Hellborn schnell ein. „Mein Klient ist wenige Stunden nach seinem angeblichen Verweilen im Café Gärtner verhaftet worden.“

„Sie hören, was der Herr Verteidiger sagt, Zeuge,“ meinte der Präsident. „Sie können unmöglich den Angeklagten später nochmals gesehen haben.“

Der Zeuge stand unschlüssig. „Um, es mag sein, daß ich mich täusche,“ meinte er endlich, „es kann ja auch schon vorher gewesen sein.“

„War da mein Klient noch im Besitze seines Vollbartes?“ fragte der Verteidiger.

„Nein, er war glattrasiert. Ich meine darum, daß es doch später gewesen sein muß, denn mir fiel's im Café Gärtner auf, daß er keinen Bart mehr trug.“

„Nun, da haben wir einen untrüglichen Beweis für die Wahrheit der Behauptung des Angeklagten, er müsse einen Doppelgänger haben,“ sagte Rechtsanwalt Hellborn mit erhobener Stimme.

Im Zuhörerraum gab sich große Erregung kund.

Der Präsident gebot Ruhe.

Der Präsident ermahnte nun den Zeugen nochmals, sich genau zu besinnen, ob er sich in der Person des Angeklagten am kritischen Abend am Ende nicht dennoch getäuscht habe.

„Nein, nein, das ist ganz ausgeschlossen. Ich hab ein gutes Personengedächtnis. Ich grüßte ihn doch auch und

nannte seinen Namen dabei. Der Angeklagte fragte mich überrascht, woher ich seinen Namen kenne.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Gisbert Grande in großer Erregung dazwischen.

Der Präsident wollte ihm seine Festigkeit verweisen. Aber in diesem Augenblick erhob sich der Verteidiger.

„Ich beantrage die Vertagung,“ begann er. „Durch die Aussage des Zeugen hat die Behauptung meines Klienten, er habe einen Doppelgänger, an Glaubwürdigkeit gewonnen. Wir haben aus dem Schriftstück unseres Votachters in Amerika gehört, daß der Getötete einen Sohn William besitzt. Dieser ist mit seiner Mutter seit geraumer Zeit aus Detroit verschwunden. Es kommt häufig vor, daß Söhne eines Vaters, auch wenn sie von verschiedenen Müttern stammen, sich täuschend ähnlich sehen. Die Möglichkeit liegt vor, daß sich der ältere Sohn des Lewis Grande ebenfalls in Berlin befindet. Ich beantrage, Erhebungen darüber anzustellen und bis zu deren Beendigung die Sache zu vertagen. Vielleicht stellt sich dann heraus, daß Lewis Grande doch mit einer anderen Persönlichkeit als dem Angeklagten im Café Gärtner zusammengetroffen ist.“

„Ich widerspreche dem Antrag und beantrage Ablehnung desselben!“ fiel der Staatsanwalt lebhaft ein. „Zugleich protestiere ich gegen die Hereinziehung willkürlich gewählter Dritter. Der Herr Verteidiger kann keine Spur einer Wahrscheinlichkeit für die in seinem Antrag versteckt liegende Verdächtigung zur Stelle bringen. Die Ermordung des Lewis Grande fällt keiner dritten Person zur Last. Ich ging übrigens heute morgen unmittelbar nach dem Empfang der Auskunft unseres Votachters das Einwohnermeldeamt um schnelle Auskunft darüber an, ob ein William Grande hierorts gemeldet ist. Ich sah einen ähnlichen Antrag der Verteidigung voraus. Der Bescheid kann jede Minute eintreffen.“

„Dann beantrage ich die sofortige Vernehmung des Fräulein Klara Gutzjahr, welche sich auf meinen Wunsch im Zeugenzimmer aufhält!“ fiel der Verteidiger rasch wieder ein, da die Mitglieder des Gerichtshofes sich bereits erhoben hatten, um sich zur Beratung über seinen Antrag zurückzuziehen. „Ich ersuche noch vor Beschlussfassung über den von mir gestellten Antrag um Vernehmung der Zeugin. Diese wird ebenfalls bekunden, daß auch sie eine Persönlichkeit in den Straßen Berlins wahrgenommen hat, in welcher sie zuerst den eigenen Verlobten zu erkennen glaubte.“

Der Präsident beauftragte den Runtius, die junge Dame in den Saal zu führen. In diesem war es lautlos still geworden. Aller Blicke hingen an der Thür, durch welche die Zeugin eintreten mußte. Jetzt erschien eine schlankeliebliche Blondine. Ihr Antlitz war blaß; ein Zug schwerer Bestimmtheit lag um die fest aufeinandergepreßten Lippen und die umflorten Augen verrieten, daß sie geweint hatte. Mit raschen Schritten näherte sie sich dem Richtertisch. Dann, als ihr Blick auf den unbeweglich verharrenden Angeklagten fiel, streifte der Widerschein eines Lächelns ihre Züge, obwohl die hellen Tränen ihr von den langen Wimpern herabrannen.

„Mut, Gisbert, Mut!“ kam es leise über ihre Lippen.

Der Präsident machte sie auf ihr Recht zur Zeugnisverweigerung aufmerksam.

„Ich will aussagen!“ rief sie mit heller Stimme. „Es ist mir ein Herzensbedürfnis, vor aller Öffentlichkeit zu erklären, daß mein Verlobter nicht der geringsten schlimmen Tat, geschweige denn eines wirklichen Verbrechens fähig ist.“

„Klara, meine geliebte Klara!“ kam es über des Angeklagten Lippen. Zum ersten Male drohte diesen die Fassung völlig zu verlassen.

„Zeugin, ich muß Ihnen jeden Versuch einer Verständigung mit dem Angeklagten untersagen,“ mahnte der Vorsitzende, als das Mädchen Miene machte, auf die Anklagebank zuzueilen und die ihr entgegengestreckte Hand ihres Verlobten zu ergreifen. „Ihre Gefühlsregung macht Ihnen ja alle Ehre, aber hier ist zu einer solchen Betätigung nicht der Ort. Ich frage Sie nochmals, wollen Sie aussagen?“

„Ja wohl.“

„Sie wissen vermutlich, welche Frage Ihnen vorgelegt werden soll. Es wird behauptet, daß der Angeklagte einen ihm täuschend ähnlich sehenden Doppelgänger besitzen soll. Was wissen Sie hierüber anzugeben?“

Unter der atemlosen Stille der Versammlung begann Klara Mitteilung von einer Begegnung zu machen, welche sie etwa vierzehn Tage zuvor gehabt haben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

### Die rote Johannisbeere

kann als Konserve verschiedene Verwendung finden: als ganze Frucht, Gelee oder Saft. Zum Gebrauch als Kompott oder Belag von Torten werden die Trauben am besten mittels einer silbernen Gabel entbeert, die Beeren möglichst fest mit dem nötigen Zucker vermischt, in die Gefäße gefüllt (auf 1 Liter-Glas 150 Gramm Zucker) oder mit einer Zuckermischung von 1 Liter Wasser auf 1 Pfund Zucker übergossen und 20 Minuten bei 85 Grad Celsius sterilisiert.

Zu Gelee werden die Beeren am besten durch eine Presse gegeben (hierzu eignet sich vorzüglich die Alexanderpresse) doch nur so, daß Kerne und Schalen zurückbleiben. Der gewonnene Saft wird mit 1 Pfund Zucker auf 1 Liter Saft eingekocht, bis er geliert. Das Erhitzen muß möglichst rasch geschehen, damit das Gelee seine schöne Farbe behält.

Zur Saftbereitung können die ganzen Trauben ohne irgendwelchen Nachteil abgepresst werden. Der Saft wird durch ein Mulltuch oder ein doppeltes Fließpapier filtriert, 1 Liter Wasser mit 250 Gramm gut geklärtem Zucker gut vermischt, in Flaschen gefüllt und 20 Minuten bei 80 Gr. Cels. sterilisiert.

### Rezept für Johannis- und Stachelbeerwein.

Die gemahlenen oder zerquetschten Beeren (Tropf) kommen in einen, auf zwei Stühle gestellten Waschkübel. Vor das Zapfenloch ist ein Reifigbüschelchen zu legen. Nun kommt das unten angegebene Quantum Zucker hinein, dann wird soviel lauwarmes Wasser aufgefüllt, daß dasselbe über den Tropf läuft. Nach 2—3 Tagen — je nach der Tagestemperatur — hat sich der Tropf gehoben, bei einem leichten Druck von oben spürt man den schwankenden, unter jenem liegenden Wein, der Zapfen wird hochgezogen und der Wein läuft kristallhell heraus und kommt nun ins Faß, dessen Größe sich nach dem zur Verfügung stehenden Quantum Beeren richtet. Sernach wird wieder Wasser über den Tropf gegossen, nach zwei weiteren Tagen, wenn der Tropf sich wieder gehoben hat, der Wein wieder abgelassen und nun zum dritten Male noch soviel Wasser an den Tropf gegossen, als das Faß noch Wein fassen kann.

Es geben: 70 Pfund Beeren und 30 Pfund Zucker 100 Liter Tischwein (Gärzeit drei Monate). — 70 Pfund Beeren und 15 Pfund Zucker 100 Liter Most (Gärzeit 1 1/2 Monate). — 70 Pfund Beeren und 45—60 Pfund Zucker 100 Liter Dessertwein (Gärzeit sechs Monate).

Der Wein gärt nun, gleichzeitig gießt man noch zeitweilig etwas Wasser nach, bis die Gärung in ein ruhiges Tempo kommt; alsdann legt man ein Sandsäckchen auf, und nach vollendeter Gärung wird das Faß zugeschlagen.

Nach dreimaligem Aufgießen ist der Tropf durch das Wasser derartig ausgefogen, daß derselbe ohne weiteres auf die Dungsstätte gebracht werden kann; vom Zurückbleiben von Zucker ist auch keine Spur mehr vorhanden. Ein Auspressen und Auflösen des Zuckers, bekanntlich zwei zeitraubende Faktoren, fallen bei dieser Methode der Beerenweinbereitung vollständig weg. Das Wasser kann auch kalt zugegossen werden; alsdann hebt der Tropf sich eben langsamer. Besonders betont sei noch, daß nicht viele verschiedene Beerenarten durcheinander gemischt werden dürfen, weil das Aroma des Weines darunter leidet.

### Besonders aromatischen Kirschsafft

erhält man, wenn man die Kirschen entstielt und samt den Kernen im Mörser etwas stößt. Dann setzt man alles zusammen mit kaltem Wasser zum Feuer (fünf Kilogramm Zucker ein Liter Wasser), läßt zehn Minuten langsam kochen und gießt den Saft durch ein Sieb oder Tuch. Er wird nun mit dem gleichen Gewicht Zucker noch fünf Minuten gekocht, ausgeschäumt, in angewärmte Flaschen gefüllt, nach dem Auskühlen verforrt, verlackt und stehend kühl aufbewahrt. — Wohlfeiler wird der Saft hergestellt, wenn man ein Kompott von einem Kilogramm ausgesteinten Kirschen und 1/2 Kilogramm Zucker nebst einigen aufgeschlagenen Kirschkernen 15 Minuten kocht und dann den Saft einfach abfüllt und wie vorstehend konserviert. Man kann dann auch das Kompott selbst einmachen, indem man es in Gläser füllt, mit einem gut eingekochten Teile des Saftes übergießt und nach dem Erkalten verschließt.



Ein tollkühnes Wagnis.

Mit welchem Mut und welcher Todesberachtung unsere Truppen den Gegner bekämpfen, veranschaulicht beistehendes Bild. Es zeigt einen deutschen Soldaten, der sich an einem am steilen Abhang stehenden Baum festgebunden hat, um so besser den Feind beobachten und beschießen zu können.

### Ein deutscher Militärpolizist in Brüssel.

In Brüssel ist ein Polizeikommando von der Militärbehörde eingerichtet worden, das die militärischen behördlichen Angelegenheiten bearbeitet und auch die Zivilpolizei unterstützt. Wir zeigen hier einen deutschen Soldaten, der als Militärpolizist in Brüssel angestellt ist. Es werden dazu meist Leute ernannt, die mindestens französisch, wenn nicht auch noch andere Sprachen beherrschen.



Deutscher Militärpolizist in Brüssel.